

## Welche Kultur braucht Basel?

Autor(en): Pius Knüsel  
Quelle: Basler Stadtbuch  
Jahr: 2009

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/fbd8af0d-178f-43ad-be3c-7334ee61bb37>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Welche Kultur braucht Basel?

## Mehr Brachen im überfüllten Stadtkanton

Pius Knüsel

Basel leidet am Syndrom aller grossen Schweizer Städte: an der Überfrachtung mit Ansprüchen vielfältigster Interessengruppen und am Gestrüpp amtlicher Zuständigkeiten, gepaart mit politischer Ermattung. Oder, deutlicher, am Unwillen, klare Positionen zu beziehen. Siehe Kaserne. Will die Stadt dieses Zentrum? Dann muss sie ihren Einsatz verfünffachen – und die Ansprüche gleichzeitig aussieben. Fünffacher Einsatz heisst ja nicht, fünfmal mehr Wünsche zu erfüllen, sondern ein paar wenige ganz. Also nicht Alternativkultur, freies Theater, Popmusik, Soziokultur, Integrations- und Quartierkultur unter einem Dach. Sondern interdisziplinäres Schaffen auf der Suche nach neuen Darstellungsformen.

Jede Kultur entwickelt ihren eigenen Stallgeruch – den muss man respektieren. Nur so schafft sie Identifikation. Und Qualität. Die grossen Häuser dürfen sich ungehindert mit Inhalten beschäftigen, während die kleinen alle anderen kulturbezogenen Aufgaben auf einmal erfüllen sollen. Kein Wunder, dass Restaurant und Bar in den Köpfen Form annehmen, lange bevor der produktive Kern sich aus den diffusen Wünschen herauschält. Das ist der Preis des Booms, der die Kultur in alle Richtungen hat wachsen lassen, jeder Wählerfraktion ihren subventionierten Treffpunkt. Zugleich ist die Kultur infolge ihrer Vermehrung keine Leitwährung mehr: Selten genug, dass sie mehr als fröhliche Hintergrundmusik abgibt fürs Standortmarketing. Nur Luzern hat dank einer musikalischen Vision, verbunden mit einer Persönlichkeit, den Rank gefunden. Zürich, Bern, Lausanne und Genf liegen dagegen krank im selben Spital.

Bewährte Mittel für einen Neuanfang sind: erstens ein, zwei bedeutende Neubauten. Sie schaffen eine Projektionsfläche, auf der sich Träume herausbilden. Banal, aber wahr. Zweitens braucht es günstigen Raum für die gestalterische Branche – nicht für Künstlerateliers, welche über kurz oder lang einschlafen, sondern für kreative Kleinbetriebe, die sich am Markt behaupten wollen, als Designbüros, Tonstudios, Game-Entwickler, Produktgestalter, Werber. Cluster schöpferischer Marktkraft. Kultur- statt Technoparks, ganz kommerziell gedacht.



Kaserne, Spielestrich

Bauen kostet Geld, Freiräume für ein markttauglich gedachtes kreatives Gewerbe (halt nur angewandte Kunst ...) kosten zusätzlich den Mut, Kunst wieder auf den Markt loszulassen. Den Preis wird das Mittelfeld bezahlen durch die Fusion von Trägerschaften, die Zusammenlegung von Off-Räumen und Minimuseen oder durch Entlassungen in die Arme der Mäzene, vielleicht auch des Liquidators. Daran ist nichts Schlimmes. Die schönste Eigenart der Kultur ist, ständig nachzuwachsen und jeden Freiraum zu besetzen. In einem derart überfüllten Stadtkanton wie Basel muss man kulturelle Brachen erst wieder schaffen. Im Budget. Dabei müssen die Basler Politiker bloss beachten, dass die ästhetischen Revolutionen derzeit nicht mehr aus der «freien Szene» kommen, die sich in den 80er- und 90er-Jahren gebildet hat, sondern aus den Überlappungen von Kunst und neuer Technologie. Dort geht die Post ab. Gemessen daran fährt Basel einen sehr handwerklichen Kurs.